

Der See

Autor(en): **Oser, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 25

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643732>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ihm sein ganzes Leben und Werden. Freilich, nur das Leben und Werden, das die Welt kannte. Wer wußte etwas von seinen ersten Kämpfen? Wer wußte etwas davon, wie vor vielen Jahren ein musikbegeisterter Knabe zu Fuß von Lucca nach Pisa gewandert war, um eine Aufführung der „Aida“ zu erleben, so zu erleben, daß nichts mehr ihn abhalten konnte, es nacheifernd dem großen Verdi gleichzutun. Wer wußte etwas von dem magentnurrenden Studien- und Bohemienleben, das er gemeinsam mit Pietro Mascagni in Mailand geführt? Von seinen ersten, ihm unvergeßlichen Erfolgen? Die „Billi“ waren entschlafen, der „Edgar“ verschollen. Aber dann hatte das große Leben und Schaffen begonnen. Da stand auf einmal auf allen Bühnen der alten und neuen Welt die melancholische Sünderin „Manon Lescaut“, da beweinte Rudolph seine Mimi, zwang „Tosca“ in den Bann betäubender Erschütterung, sang die kleine, unglückliche „Butterflie“ ihr „Leb' wohl, mein Blütenreich“, sang in New York die Destinn neben Caruso das „Mädchen aus dem Westen“ und das Metropolitan Theatre konnte es wagen, am nächsten Tage die horrenden Eintrittspreise zu verdoppeln, die aus Wien gekommene kleine „Schwalbe“ war zwar etwas flügelarm geworden, aber das Tritico stand: das Eiferjuchsterzett „Der Mantel“, die ergreifende Klosterzene „Schwester Angelica“ und der piffige „Gianni Schicchi“. — Und nun die „Turandot“, diese wundervolle Oper, die beste von allen vielleicht, nicht vollenden dürfen?

Auf dem Tisch lagen verstreut die Manuskriptseiten des letzten Aktes. Der Kranke griff hastig zum Zigarettenetui, legte es aber alsbald mit einem bitteren Lächeln wieder fort. Dann sprang er auf, biß die Zähne zusammen, griff zur Partitur, fieberte sich in das Werk hinein und setzte sich an das Instrument. Bis tief in die Nacht warf die dicht verhängte Lampe ihren Lichtkegel auf Tasten und Notenpapier.

Buccini hatte den Wettlauf mit dem Tode aufgenommen.

Wochen fieberhafter Arbeit, aufreibenden Schwankens zwischen Hoffnung und Zweifel gingen dahin. Bis auf die Instrumentation des Schlußduetts war die „Turandot“ vollendet — da wurde die sofortige Operation unumgängliche Notwendigkeit. Buccini fuhr in die Klinik nach Brüssel. Sein Sohn begleitete ihn und die „Turandot“-Partitur.

Selbst beim Abschied von den Seinen täuschte Buccini noch hoffnungsvolle Zuversicht vor. Wie er aber in Wahrheit dachte, davon zeugen die abschließenden Worte: „Die Oper wird als Stückwerk aufgeführt werden, und dann wird irgendjemand vor die Rampe treten und dem Publikum sagen: An dieser Stelle starb der Meister.“

Die düstere Ahnung erfüllte sich. —

Als am 25. April 1926 Arturo Toscanini die Aufführung der „Turandot“ in der Mailänder Scala dirigierte, klopfte er kurz vor Ausgang des dritten Aktes ab. Das Orchester setzte aus, die Sänger schwiegen; in der Totenstille des Raumes lag weihvolles Gedenken: Hier starb Buccini.

Das launische Kind.

Wie viele Erwachsene gibt es, die Sklaven ihrer Launenhaftigkeit sind! Sie sind unzuverlässig, einmal rücksichtslos, einmal aufopfernd, sind Spielverderber und machen sich unbeliebt, ohne daß sie es im Grunde genommen verdienen. An allem sind ihre sprunghaften Launen schuld. Kann ein erwachsener, vernünftiger Mensch nicht mit gutem Willen dagegen ankämpfen? Natürlich, denn er braucht sich nur eine einzige Frage vorzulegen: „Warum bin ich schlechter Laune?“ — Der Mann: wegen einem Kragenknöpfchen, einem abgerissenen Schuhband, einem dünnen Morgenkaffee,

einem davongefahrenen Tramwagen, einer Bemerkung des Borgefekten, einer Schlampigkeit der Angestellten, einem versalzenen Mittagsbraten, einem gestörten Schläfchen und so weiter und so weiter!

Die Frau: wegen einem Fleck im neuen Kleid, wegen ersten, soeben entdeckten grauen Haar, wegen der Nachlässigkeit der Köchin, wegen einer hohen Gasrechnung, einer abgerissenen Spitze, einem Brief, der nicht kommt, einem Regenschauer am Wajsttag, einem mißratenen Kuchen, einem fabelhaft schönen Hut der Nachbarin und so weiter und so weiter!

Schämen wir uns eigentlich nicht, wegen solchen Lapalien uns und unsere Umgebung zu plagen? Wissen wir eigentlich nicht, wie viel Kummer, Sorge, Krankheit und Trauer es auf der Welt gibt? Und wir, wir wagen es noch, schlechter Laune zu sein, ohne überhaupt einen triftigen Grund dazu zu haben!

Die Eltern sind Vorbild, immer und überall. Ein Kind, das merkt, wie ungleich seine Mutter aufgelegt ist, wird sicher ebenfalls launisch. Dem müssen wir Mütter unbedingt steuern. Erstens dürfen wir uns selber nicht gehen lassen, wir müssen absolut gleichmäßig, ruhig und zufrieden sein. Ist die schlechte Laune des Kindes pure Unart, dann darf die Mutter sich der Verfassung des Kleinen überhaupt nicht achten. Sie spricht auf ganz gewöhnliche Weise mit ihm, gibt ihm einen kleinen Auftrag, um es von sich abzulenken, erzählt dies und das, kurz, die kluge Mutter ignoriert die schlechte Laune ihres Spröbklings. Das normale Kind wird nach kurzer Zeit ganz von selber wieder ins Gleichgewicht kommen. Die Eltern werden auch rasch merken, was der Grund der schlechten Laune ist. Sicher ein unerfüllter Wunsch, eine abgeschlagene Bitte, ein Verbot oder dergleichen. Liegt die Ursache tiefer? Vielleicht sind eine beginnende Krankheit, ein Kummer, der das kleine Herzchen drückt, das schlechte Gewissen, die Herzlosigkeit eines Kameraden, Furcht oder Reue schuld am gedrückten Wesen des sonst zufriedenen Kindes. Mit liebevollem Verständnis wird die Mutter der Ursache nachgehen. Sie wird das Kleine trösten, beruhigen und ihm die Richtigkeit seines Kummers verständlich machen. Ist also das gereizte Wesen, die schlechte Laune des Kindes einfach Unart und auf einen unerfüllten Wunsch zurückzuführen, dann beachte man die momentane Stimmung möglichst wenig. Wenn aber einer der hier angeführten Gründe das gedrückte Wesen des Kleinen verursacht hat, muß die Mutter ganz ruhig und eindringlich mit dem Kinde reden, und es wird bald seinen kleinen Kummer vergessen haben. Zum Schluß, liebe Mutter, die Mahnung: sich selbst im Zaume halten, nicht die schlechte Laune an seiner Umgebung auslassen, das Kind wird gar nicht auf die Idee kommen, launisch zu sein, wenn es dies nicht bei dir lernt!

Erna.

Der See. Von Ernst Oser.

Was spiegelst du, mein stiller See,
Sag' an, enthülle mir die Frage?
Ist's, windverweht, ein tiefes Weh,
Ist's eine alte, schöne Sage?

Ist's einer Freude heller Schein,
Ist's Uebermut, der Jugend Schäumen?
Du birgst die Antwort ganz allein
Auf all' mein Sinnen, Fragen, Träumen.

Und doch! Auf deines Spiegels Schild
Seh' ich das bunte Leben gleiten
Und über dem bewegten Bild
Das Schweigen längst vergang'ner Zeiten.